

Müller und Mühle im Denken des Volkes

Von Hermann Bausinger

Eine umfassende Volkskunde des Müllers ist noch nicht geschrieben. Dabei könnte schon eine einzige Frage einen ganzen Stab von Forschern beschäftigen, die Frage nämlich, warum der Müller jahrhundertlang zu den *unehrlichen* Leuten gerechnet wurde, warum er Schinder und Schäfer näherstand als den ehrbaren Handwerkern. Wir haben nicht viel Material; die für andere Handwerkszweige so aufschlußreichen Archivalien aus dem Zunftwesen fehlen fast ganz. Die Müller verbanden sich im allgemeinen nicht zur Zunft. Es gab zu wenige, und die bestehenden Zünfte wehrten sich immer wieder gegen den Beitritt der Müller, wehrten sich sogar gegen entsprechende Reichsverordnungen des 16. Jahrhunderts. Diese Ablehnung der Zünfte hat gewiß wesentlich zu der Isolierung des Müllerstandes beigetragen; aber sie machte nur eine schon vorher allgemein vorhandene Einstellung offenbar.

Der Müller unterscheidet sich nach der Art seiner Tätigkeit von anderen Handwerkern. Diese formen (oder formten) mit ihren Händen ein Werk, der Müller dagegen bedient eine Maschine, die älteste Maschine, die man bei uns kannte. Nun war dem Mittelalter eine solch sachliche soziologische Unterscheidung zwar gewiß fremd; aber sie führt in einen Zusammenhang, der ehemals ungemein wichtig war. Die Mühle, als eine kostbare Maschinerie, konnte nur vom Grundherrn gebaut werden; der Müller war also unfreier Handwerker, und kleinere Mühlen wurden oft von einem Mühlknecht verwaltet. Die Bauern hatten die Pflicht, in der Mühle ihres Grundherrn mahlen zu lassen; man spricht von „Bannmühlen“ – und mancher Bauer mußte sein Korn viele Stunden weit führen, obwohl in seiner nächsten Nachbarschaft, aber unter fremder Grundherrschaft eine Mühle stand. Dieser Mahlzwang schadete dem Ansehen des Müllers, zumal er ihm eine gewisse Machtstellung einräumte, die nicht selten zu allerlei Betrug verwendet worden sein mag. Ob darüber hinaus noch spezifische Gründe für die „Unehrlichkeit“ der Müller vorhanden waren, wissen wir noch nicht. Theo Hornberger führt in seinem Schäferbuch die Sonderstellung des Schäfers darauf zurück, daß er mit toten Tieren umgehen mußte. Ähnliches mag auch für den Müller gelten. Wie die Mühle außerhalb des Dorfes stand,

so stand der Müller außerhalb der dörflichen Pflichten und Rechte. Selbst wo er zunächst theoretisch an diesen Rechten teilhatte, konnte er sie doch praktisch nicht in Anspruch nehmen, und dies wirkte auf seine Rechtsstellung zurück. Der große Rechtsgelehrte Jellinek sprach von „der normativen Kraft des Faktischen“; die Volkskunde, die es so oft mit dem Widerspiel von Sitte und Recht zu tun hat, wird diese Erkenntnis beachten müssen.

Die abseitige Lage der Mühlen hat ganz allgemein das Bild des Müllers und der Mühle im Denken des Volkes geprägt. Man sagt zwar: „Wer will bauen an die Straßen, muß die Leute reden lassen“ – aber wer weit draußen wohnt, bringt die Leute noch mehr zum Reden. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts wurde die *Zimmerische Chronik* niedergeschrieben, breit, behaglich, gesprächig, – Geschichten eher als Geschichte enthaltend, aber gerade deshalb ein schöner Querschnitt durch das, was jenem Jahrhundert wichtig war. An zwei Stellen dieser umfassenden Chronik werden wir in eine Mühle geführt, und es ist reizvoll zu sehen, wie sich die zwei Erzählungen den beiden Generalthemen zuordnen lassen, die nahezu alle Müllergeschichten beherrschen und gruppieren: die Mühle als ein Ort dämonischen Grauens, und die Mühle als ein Platz interessanter Liebesabenteuer.

Im 4. Band der Chronik (Ausgabe von Barack, S. 111 f.) wird von einem Müllergesellen „zu Drettenfurt“ erzählt, daß er eines frühen Morgens aufstand und, nur mit dem Hemd bekleidet, die Mühle beschütten wollte. Da hörte er draußen ein Rufen, ging hinaus, und

„also hat er zwen schwarze, lange manspersonen gesehen, die sein uf der scheiterbeig gesessen und einsmals, das er sie nit geen sehen, sein sie allernächst bei im gewesen, haben in, erschrocknen, under die arm gefast und mit im, gleichwol er sich gewidert, darvon gangen, iedoch mit ime geredt und begert, er solle inen den weg gen Mengen zaigen; haben in also gewaltigclich und wider seinen willen gefüert biß uf das brückle neben Igelswis. Do hat er doch den allmechtigen so trewlichen angerüeft und gebetten, das er in nit verlasen, sonder von dem gespenst vätterlichen er-

lösen welle. Also einmals sein inen zwei junge frawen, die er nit gekent, in lauter weissen claidern angethon, bekommen. Die haben sovil mit den zweien manspersonen geredt und gethedinget, das sie in letstlich und doch beschwerlichen von handt und uf dem brugklin ledig gelasen, und damit sein die weiber und die manspersonen augenblicklichen verschwunden, das er nit gewist, wohin die kommen. In dem, als das gespenst von ime abgewichen, do hat er uf der Igelswiser höche im holz ain solchs grausamlachs, lauts brastlen und gedöß gehört, das nit anders bedeuhte, als ob alle die beum daselbst darnider und durch einandern weren fallen. Der guet gesell hat umbgekert und mit groser müeh ist er kümmerlich wider in die mülle kommen und eim todten vil mehr, dann eim lebendigen, gleichnet. Er ist bei vierzehnen tagen so krank gelegen, das er mit allen sacramenten ist hingericht worden und meniglich seins absterbens sich versehen gehapt. Aber durch die gnad des allmechtigen ist er widerumb ufkommen und lebt in disem 1566 jar noch. Das ist im aber gewislichen, wie gehört, in obermeltem jar begegnet."

Der Vorgang, der hier erzählt wird, könnte ziemlich natürlich erklärt werden; aber was in der Mühle draussen geschieht, ist eben unheimlich, und so ist von einem 'Gespenst' die Rede. Aus den Sagensammlungen der letzten 150 Jahre gewinnen wir den Eindruck, daß sich diese Steigerung ins Überwirkliche hinein in den folgenden Jahrhunderten eher noch verstärkt hat. Schon der weite Weg zur Mühle ist unheimlich. Ein Bauer begegnet dabei im Elsenwäldle zwischen Tübingen und Wankheim dem Schimmelreiter, läßt ihm seinen Mehlsack auf, findet diesen aber nachher an der alten Stelle wieder (Walter Hahn, Eine Wanderung durch den Schönbuch, S. 146). Ein anderer sieht auf seinem Weg durchs Kartäusertal bei Nördlingen eine weiße Schlange mit goldener Krone; er nimmt das Krönlein an sich, wird aber daraufhin von vielen Schlangen verfolgt und kommt halbtot, ohne Krone und ohne Mehl nach Hause (Handrick, Müllersagen, S. 192).

Für den Reichtum vieler Müller wird eine besondere Erklärung gesucht. In einer Mühle bei Ditzgenbach ist ein Schatz verborgen (Birlinger, Aus Schwaben, I. Bd. S. 254), in einer anderen bei Murrhardt halfen die „Erdluite" dem Müller bei all seinen Arbeiten:

„Diese arbeiteten dem Müller Alles, und Niemand durfte Hand anlegen, aber nur bei Nacht, wenn es ruhig war. Der Müller wußte es wohl und

stellte die gefüllten Fruchtsäcke Abends nur in die Mühle hinein. Morgens war Alles gemahlen. Um Mitternacht ging's dann an ein Rennen und geschäftiges Hin- und Herlaufen. Eine unzählbare Menge von kleinen Männlein tummelten herum; der eine holte den Sack, einer leerte ihn aus, wieder einer hatte eine Wanne auf dem Kopf, andere fegten, stäubten, schütteten auf, kehrten zusammen, readeten, alles ging so flink, daß Morgens nichts mehr zu thun war. Dabei war es ganz ruhig. Der Müller war auch mal wieder neugierig und wollte sie bei ihrem Geschäfte sehen. Da bemerkte er, wie alle so lumpig angezogen und Alles an ihnen zerrissen war. Mitleidig ließ ihnen der Müller eine große Zahl kleiner Mäntelchen und Röcklein machen und legte sie in die Mühle. Allein die Kleider lagen des Morgens noch unberührt da, und von dort an kamen die Erdluite nimmer mehr. Sie hatten gemerkt, daß sie beobachtet werden, und das wollten sie nicht, sondern mögen ihr Geschäft unbeschrien verrichten." (Birlinger, Volkstümliches, I. Bd. S. 39 f.)

Im allgemeinen freilich schreibt man den Wohlstand nicht helfenden Geistern, sondern sehr viel banaler der betrügerischen Art des Müllers zu. Es mag sein, daß die Bauern nichts von dem Gewichtsverlust wußten, den jedes Getreide beim Vermahlen erleidet durch Verdunstung des Wassergehaltes, Verstäuben beim Aufschütten, durch Abgang von Sand und Steinen. Es mag auch sein, daß die Müller häufig ihre rechtlich inferiore Stellung dadurch auszugleichen suchten, daß sie ihr Eigentum auch auf unrechtliche Weise mehrten. Wie dem auch sei, für das Volk war der Müller jedenfalls lange Zeit als Betrüger und Dieb abgestempelt; und wenn man dem Müller schon zu Lebzeiten nicht auf die Schliche kommen konnte, so stand doch fest, daß er nach seinem Tode dafür bestraft würde:

„Der Müller von Göttelfingen im Schwarzwald hatte bei Lebzeiten die Leute vielfach ums Korn betrogen. Zur Strafe dafür bekam er im Grab keine Ruhe, sondern geistete in der Mühle. Während seiner Leiche hatte er mit der Zipfelkappe auf dem Kopf und der Pfeife im Mund zum Bühneladen heraus seinem Sarg nachgesehen. Später sah man ihn rauchend hinter dem Ofen sitzen. Um seiner los zu werden, holte man einen Kapuziner, der ihn bannen sollte. Dieser zog um die in der Stube Anwesenden einen Kreis mit Wasser. Darauf hörte man Wagengerassel das Tal herauf und auf der Stiege Tritte wie von

zwei Männern. Daraufhin erschien der Geist als Pudel. Der Kapuziner wies ihn weg und befahl ihm, er solle in kleinerer Gestalt wieder kommen. Jetzt erschien er als Rabe, schließlich auf des Kapuziners erneuten Befehl als Käfer. So konnte ihn der Mönch in eine Schachtel bannen und forttragen. Der Geist flehte, man möge ihn wenigstens an eine Stelle tun, von wo aus er die Mühle sehen könne. Darum brachte ihn der Kapuziner unter einen Felsen in einer nahen Schlucht. Später brach man aus diesem Felsen Steine. Dadurch wurde der Geist wieder frei und spukte aufs neue in der Mühle, bis ihn der Kapuziner aufs neue hinausbannte.“ (Handrick, Müllersagen, S. 85 f.)

Oft reicht schon die Lage einer Mühle – weit draußen und oft in dichtem Wald und wilder Schlucht – aus, eine sagenhafte Erzählung anzuregen. Immer wieder begegnet der Name „Teufelsmühle“, und manchmal erfährt man auch die mit dem Namen verbundene Geschichte. Die Mühle bei *Loffenau* – in diesem Fall handelt es sich um eine Sägmühle – soll der Teufel selbst erbaut haben. Er bekam „von Gott die Erlaubnis, jedesmal einen Menschen da oben zersägen zu dürfen, wenn er das Wasser für die Mühle in einem Sack hinauftragen könne“. Unterwegs aber hielt ihn jedesmal ein Engel auf, er legte den Sack ab, und das Wasser verlief . . . (Meier, Schwäbische Sagen, S. 158). Ein Müller aus *Baden-Baden* schloß gar mit dem Teufel einen Pakt, nach dem dieser das Geld für den Umbau der Mühle zur Verfügung stellte, nach 15 Jahren aber die Seele des Müllers erhalten sollte. Nur durch den Eintritt ins Kloster entging der Müller der Bedingung (Künzig, Schwarzwaldsagen, S. 195–197). Unheimlicher noch als eine bewohnte und benützte Mühle mußte eine leerstehende erscheinen, auf der nicht mehr gemahlen werden kann, weil das Wasser heute in großem Bogen vorbeifließt. So ist es bei der Mühle Graben in der Nähe von *Berkheim*. Die Schuld wird der Witwe des letzten Müllers zugeschrieben:

„Es rieten ihr einige an, die Mühle zu verkaufen, das werde ihrem Hausstande zuträglicher sein. Da gab sie die gottlose Antwort: ‚Jede Woch könne sie eine Milte Getreide durchs Malen verdienen, wenn unser Herrgott auch nit wolle.‘ Bald darauf aber habe zur Strafe der Blasphemie das Wasser so sehr abgenommen, daß es nicht einmal mehr ein Rad zu treiben vermochte. Diesem Wassermangel hätte man durch menschliche Mittel und Künste nicht abhelfen können und so sei die Mühl aus Mangel an Wasser ins Stocken

geraten und in Abgang und Verfall gekommen“ (Birlinger, Aus Schwaben, I. Bd. S. 306).

Auch die Geschichte vom Räuberhauptmann und den Müllerstöchtern gehört noch hierher. Die zwar meist unter besonderem Rechtsschutz stehende, praktisch aber doch ziemlich schutzlose Mühle war in der Tat immer wieder räuberischen Banden ausgesetzt; so ist es kein Zufall, daß die bekannte Blaubartgeschichte mit der Mühle in Verbindung gebracht wird. Der Räuberhauptmann wirbt um eine Müllerstochter nach der andern, immer wieder zauberisch in andere Gestalt verwandelt; in seinem Schlosse tötet er die Mädchen, und erst die letzte der Müllerstöchter – einmal ist es die zwölfte, einmal die dritte – vermag ihn zu überlisten und auszuliefern. Diese Geschichte, die im vorigen Jahrhundert überall geläufig war, weist freilich auch schon hinüber auf die andere Gruppe von Erzählungen, in deren Mittelpunkt gewöhnlich nicht der Müller, sondern die Müllerin oder die Müllers-tochter steht.

Auch für diese Gruppe findet sich, wie gesagt, ein Exempel in der Zimmerischen Chronik. Im zweiten Buch (Ausgabe von Barack, S. 484) erzählt der *Abt Hans von Petershausen*, der zuvor wegen seines frommen Sinns erwähnt wurde,

„das in ain müller einest nachts bei seim weib ergriffen und nackendt zu aim laden hinauß gesprengt het; es weren im aber der müller und seine knecht hinnach geeilet und fleißig gesucht. Nun het er nit ertrinnen künden, anders dann, wiewol es winters zeit und derhalben grim kalt, so het er sich doch under das müllradt gerad under den giesen stellen müeßen, darunder er ain guete weil also im külwasser bliben, biß er frost und kelte halb schier erstarret, der müller und sein gesündt widerumb weren abgewichen.“

Es wird heute schwer zu entscheiden sein, ob der von dem Chronisten dem Abt Hans in den Mund gelegte Bericht die reine Wahrheit wiedergibt. – Jedenfalls war es ein gängiges Schwankmotiv, daß ein hoher weltlicher oder geistlicher Herr in den Armen einer schönen Müllerin ertappt wurde, und Fischart hat sich keineswegs darüber gewundert daß „der Edelleut Kinder den Müllern, und des Müllers Kinder den Edelleuten ähnlich sehen“. Vor allem in *Liedern* wurde diese nicht weniger abenteuerliche, aber vielleicht gefälligere Seite des Mühlenwesens lange bewahrt und ausgemalt. In den älteren Liedern steht noch der Spott gegen den betrügerischen Müller im Mittelpunkt, auch wenn darin der Müller zum Bei-

spiel in einer zu seinem Geschäftsgebaren in keinem Verhältnis stehenden Zartheit ein hübsches Webers-töchterlein zu sich einlädt:

Der müller auf sein rößlein saß,
gar wol er in die mülen sach,
er tet dem Annelein winken:
„o Annelein, liebstes Annelein mein,
hilf mir den wein austrinken!“

(Uhland, Alte hoch- und niederdt. Volkslieder,
2. Bd. S. 84)

Je länger je mehr wurde diese zarte Seite hervor-gekehrt. Das Lied von der Müllerin von Schaffhausen ist zwar gewiß auch schon sehr alt; aber man kennt und singt es noch heute droben auf der Alb, und Jonas Köpf konnte es in sein Suppinger Liederbüch-lein aufnehmen. In diesem Liede schickt die Müllerin ihren Mann fort, weil sie „mit einem so jungen Kna-ben von Abend bis zum jungen Tag“ gemahlen habe.

Das „mahlen“ ist hier Hüllwort, hinter dem sich eine sehr intime Beziehung verbirgt und wohl schon lange verbarg; es mag sein, daß dieses Sprachbild sogar wesentlich dazu beitrug, daß die Mühle gestempelt wurde zu einem Ort des Liebesabenteuers – des handfesten, des galanten, und schließlich des roman-tischen Liebesabenteuers*. Denn in der Romantik schwillt der Strom der Mühlenliebeslieder mächtig an und fängt gleichsam auch jene andere Strömung auf, in der die Mühle als ein Ort der dunklen Ungewiß-heit galt: nicht mehr so sehr das Abenteuer steht nun im Vordergrund als der tiefe Ernst der Liebe und ihr Pendelschlag zwischen Dauer und Vergäng-lichkeit. Wie man einst im geistlichen Bereich die Jüngste-Gericht-Mühle kannte, werden Mühlrad und Mühlbach nun zum Sinnbild des unaufhaltsamen Schicksals. Beispiele solcher Lieder brauchen nicht aufgeführt zu werden; denn die ganze romantische Liebewegung wirkt – manchmal deutlich, manch-mal unauffällig – in die Gegenwart herein, und

* Auch die Vorstellung der *Altweibermühle* gehört hier-her. Auf sie soll hier nicht eingegangen werden; Willi Müller hat in der Ludwigsburger Heimatbeilage „Hie gut Württemberg“ (6. Jg.) die Altweibermühle von Tripstrill behandelt.

Mühlenlieder finden sich im Liedgut der Gesang-vereine ebenso wie in dem der Jugend- und Wander-bünde und unter den neuesten Schlagern.

Diese Lieder bekommen noch einen besonderen Ak-zent durch den seit kurzer Zeit zutage tretenden Funktionswechsel der Mühle im wirtschaftlichen Ge-füge unseres Landes. Auch bei uns wird das Getreide heute vielfach in Großbetrieben verarbeitet; die klei-neren Mühlen sind zum Teil gezwungen, sich auf andere Erwerbszweige umzustellen. Eine ganze Reihe von Mühlen hat sich dabei den romantischen Hang zur Mühle zunutze gemacht: Ausflugs-gaststätten, Hotels und Pensionen entstanden; und nicht nur in sentimentalen Heimatfilmen, auch in der Wirklichkeit ist die Mühle heute ein romantisches Requisit, zumindest in jenem sonntäglichen Aus-schnitt der Wirklichkeit, den Tausende von grün-suchenden Städtern zu Fuß, auf dem Motorrad und im Auto beherrschen.

Es ist offenkundig, daß hier ein falsches, unzuläng-liches Bild der Mühle wirkt. Und doch wäre es nicht gerecht, die Schuld an dieser Unzulänglichkeit nur in der Entwicklung unseres modernen Lebens zu sehen. Unsere kleine Darstellung sollte ja gerade zei-gen, daß die Bilder, die man sich machte, immer un-zulänglich waren, daß die Perspektive des Volks immer außerordentlich verkürzt und vereinfacht. Es war mehrfach davon die Rede, daß Mühle und Müller zu bestimmten Zeiten in bestimmter Weise „abge-stempelt“ wurden; solche Stempel mußten dazu dienen, die Fülle und Vielfalt der Wirklichkeit über-haupt überschaubar zu machen. Wir sind weit davon entfernt, diese Ökonomie der Wirklichkeitserfassung zu glorifizieren. So wie man hier halb scherzend halb ernst den Müller dem Diebe gleichsetzte, so sah man in blutigem Ernst „den“ Juden, so spricht man heute von „dem“ Russen und „dem“ Amerikaner. Aber es mag nützlich sein zu sehen, wie weit sich die Bilder einer Erscheinung von der Wirklichkeit dieser Er-scheinung zu entfernen vermögen. Man möchte wün-schen, daß ergänzend zu jeder geschichtlichen Dar-stellung auch die ‚Gegengeschichte‘ untersucht werde, die sich in den Bildern und Auffassungen des Volkes zeigt. Das ist freilich ein weites Feld, und wir stehen erst ganz am Anfang.